

Kim Paffenroth

DYING TO LIVE

Die Traurigkeit der Zombies


Aus dem Amerikanischen
von Doris Hummel

FESTA


Die amerikanische Originalausgabe
Dying to Live: Life Sentence
erschien 2008 im Verlag Permuted Press.
Copyright © 2008 by Kim Paffenroth

© dieser Ausgabe 2011 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: iStockphoto.com
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-127-9



*In Liebe und Dankbarkeit einigen meiner Lehrerinnen
gewidmet, die sich gnadenvoll meiner selbst und meiner
anfänglichen Versuche als Schriftsteller annahmen:
Marion Finch, Louise Holladay, Ruth Meeker,
Lois Sharp und Marylou Williams.*



*Wenn wir geboren werden, weinen wir,
weil wir auf die große Narrenbühne treten.*
Shakespeare, *König Lear*, IV. 6.

Nenne keinen Menschen glücklich, bis er tot ist.
Solon, Gesetzgeber im antiken Athen

Kapitel 1

Es ist schon komisch, woran wir uns erinnern, aber noch komischer, woran wir glauben, uns zu erinnern, ohne uns je ganz sicher zu sein. Ich habe meine Eltern und andere Leute schon unzählige Male nach Dingen gefragt, an die ich mich zu erinnern glaube – ein Ort, an dem wir gewesen sind, eine Sommernacht am Fluss, den Hund oder die Katze eines Nachbarn –, aber ich kann mich nie *genau* daran erinnern, wer diese Menschen sind oder wie alt ich zu jenem Zeitpunkt war, oder mir fehlt irgendein anderes Detail. Ich erzähle ihnen immer alles, was ich noch weiß: was wir an hatten, wie das Wetter war oder wonach es gerochen hat – ich glaube, an Gerüche kann ich mich immer besonders lebendig und zuverlässig erinnern –, aber sie schütteln nur den Kopf und sagen, es tue ihnen leid, sie erinnerten sich auch nicht. Es ist aber nicht nur die Tatsache, dass sie sich nicht an die Einzelheiten erinnern können, die auch mir fehlen – für sie existiert die komplette Szene nicht mehr, nicht einmal das, was ich ihnen beschrieben habe.

Manchmal lachen sie auch nur und behaupten, das sei eben einer dieser komischen Streiche, die unser Verstand uns spielt, aber sie meinen damit nicht nur komisch im Sinne von seltsam oder merkwürdig, sie finden es wirklich lustig und zum Lachen. Ich weiß, dass sie es gut meinen, aber ich finde es überhaupt nicht lustig, weil ich weiß, wie sehr unsere Erinnerungen uns zu dem Menschen machen, der wir sind, dass wir uns durch sie von anderen unterscheiden und dass sie uns traurig oder glücklich machen. Mit Erinnerungen verhält es sich so komisch, dass es mich manchmal richtig wütend macht, weil ich nicht ändern kann, woran ich mich erinnere, und schon gar nicht, woran ich mich nicht erinnere oder was ich noch nie wusste. Ich kann mir nicht aussuchen, was in welche Kategorie fällt, genauso wenig wie alle anderen, es sei denn, sie belügen sich freiwillig, was mir einfach nur schrecklich und entmenschlichend erscheint. Ich werde mich nie mit dieser Willkür der Erinnerungen anfreunden – und sie auch ganz sicher nie zum Lachen finden –, denn sie

ist furchtbar ungerecht und hat vielen Menschen, die ich kenne, sehr wehgetan.

Die älteren Menschen erinnern sich an die Welt, wie sie einst war, und diese Erinnerung ist meist sehr schmerzhaft für sie. Dort gehören sie eigentlich hin, und all das hier ist für sie nur die elende zweite Hälfte ihres Daseins, ein Exil an einem seltsamen, schrecklichen Ort, durch den sie sich nur noch schleppen, hauptsächlich unseretwegen, denke ich, den jüngeren Menschen wie mich. Und auch wenn wir ihren offensichtlichen Schmerz sehen und sie einfach nur festhalten, sie lieben und ihnen diesen Schmerz nehmen möchten, können wir doch nichts für sie tun, denn diese Bürde ist nicht die unsere und wir werden sie auch niemals ganz verstehen. Obwohl sie mit ansehen mussten, wie Hunderte oder Tausende von Menschen in schreiende, blutende Fleischstücke zerrissen wurden – eine Erinnerung, von der die Jüngeren unter uns verschont blieben –, sind es doch die Erinnerungen aus der Zeit *vor* all diesem Grauen, die sie wirklich von uns trennen. Wir wissen nicht, wie ein »echter« Sanfter Engel schmeckt, was einen »echten« 4. Juli ausmacht oder ein »echtes« Weihnachten von denen unterscheidet, die wir heute feiern, und wir kennen auch keines der Tausenden von anderen Dingen, an die sie sich mit sehnsüchtigem Kopfschütteln erinnern, während wir sie nur anschauen, die Augen schließen und uns wünschen, wir könnten sie genug lieben, damit sie all das vergessen. Aber das tun sie nicht, und wir können es nicht. Und ich kann überhaupt nichts Lustiges an Erinnerungen finden, die Menschen auf diese Weise voneinander trennen.

Auch meine Mom und mein Dad – sie heißen Sarah und Jack – haben diese Erinnerungen, genau wie alle älteren Menschen, wie Jonah und Tanya, die ich »Onkel« und »Tante« nannte, als ich noch viel jünger war, und später, als ich etwas älter wurde, »Mr. Caine« und »Miss Wright«. Ich sage nicht gern, dass Mom und Dad nicht meine »echten« Eltern sind, auch wenn manche Leute es so ausdrücken. Ihre Liebe war immer vollkommen echt für mich, genauso echt oder überwältigend wie Hunger und Durst oder wie der Tod selbst, und ich würde niemals irgendwas sagen, das diese Tatsache schmälert. Ich meine damit nur,

dass sie nicht meine biologischen Eltern sind. Meine biologischen Eltern starben lange vor dem Zeitpunkt, an dem meine Erinnerung beginnt. Ich weiß, dass meine Mom bei meiner Geburt starb und dass mein Dad von sehr bösen Menschen umgebracht wurde, als ich noch ein Baby war. Man hat mir sehr oft von meinem Dad erzählt, wie freundlich und mutig er war.

Ich habe nur ein einziges Bild von meinen Eltern. Sie sehen so jung darauf aus, vielleicht Anfang zwanzig, ungefähr so alt wie ich, während ich das hier schreibe. Auf dem Foto sehen sie lebendig und glücklich und frei aus, aber Gefühle wie diese sind in der Vergangenheit gefangen, selbst für diejenigen, die das »Glück« hatten, am Leben zu bleiben, nachdem die Toten sich erhoben hatten und die Welt, die sie kannten, starb. Meine Eltern und die anderen schauen sich Bilder wie dieses an und sehen eine Tür, durch die sie treten würden, wenn sie könnten – ich sehe ein Fenster in eine Welt, die ich nie gekannt habe, eine Welt, die für mich ebenso wenig Bedeutung hat wie ein Fossil oder ein Diorama in dem Museum, in dem wir lebten, als ich noch klein war und die Toten noch den Großteil der Gegend beherrschten.

Für alle, die in meinem Alter oder jünger sind, etwa Tanyas Tochter Vera oder mein Bruder Roger – wie bei meinen Eltern versuche ich, die Vorsilbe »Stief-« zu vermeiden, da ich ihn mein ganzes Leben lang kenne und schwesterlich liebe, auch wenn wir uns als Kinder manchmal furchtbar gefetzt haben und er mich schrecklich genervt hat, eben genau wie ein »echter« Bruder –, ist diese die einzige Welt, die wir kennen. Ich finde, dass wir ein gutes Leben führen. Die Menschen, die ich liebe, leben in dieser Welt, in der »realen« Welt, und sich etwas anderes oder Besseres zu wünschen, erscheint mir ihnen gegenüber illoyal. Aber vielleicht noch schlimmer: Es erscheint mir undankbar. Undankbar zu sein ist egoistisch und kindisch, und wir alle haben uns große Mühe gegeben, zu lernen, genau das nicht zu sein. Tatsächlich sind das Erwachsenwerden und das Ablegen kindischen Verhaltens wichtige Bestandteile der Geschichte, die ich erzählen möchte. Es ist die Geschichte der Dinge, die sich in jenem Sommer ereigneten, als ich zwölf Jahre alt war.

Nachdem Milton begonnen hatte, die lebenden Toten um sich zu scharen und von uns fortzuführen, damals, als ich noch ein Baby war, wurde unser Leben viel sicherer. Bis heute weiß niemand, woher er die Macht hatte, die Toten durch seine bloße Anwesenheit abzuschrecken, aber einige bezeichneten sie als das Wunder, das unser Überleben sicherte, und jeder, der die ihr gebührende Dankbarkeit empfand, nannte sie zumindest einen Segen oder ein Geschenk.

Die ersten Menschen unserer Gemeinde hatten alle gemeinsam im alten Museum am Fluss gelebt, von sicheren Mauern umschlossen, aber unfähig, sich frei zu bewegen, stets in der Angst, die Toten könnten diese Mauern durchbrechen und uns alle in ewig hungrige, wache, hirnlose Gestalten verwandeln. Im Laufe der Jahre, in denen wir uns immer mehr Land von den Toten zurückholten, trafen wir auf weitere Überlebende. Sie alle hatten ihren eigenen sicheren, leicht zu verteidigenden Ort gefunden, wie wir das Museum. Einige hausten in einem Observatorium auf dem Gipfel eines Berges, andere hatten ein Kloster irgendwo in den Wäldern übernommen, und wieder andere lebten auf einer Insel inmitten eines großen Sees. Eine Handvoll Leute hatte in einigen verbarrikadierten Gebäuden in einer benachbarten Stadt ausgeharrt und war über selbst gebaute Brücken von Dach zu Dach gehüpft. Wie man mir erzählte, überlebte auch mein biologischer Vater auf diese Weise, nachdem ich geboren worden war.

Eine weitere Gruppe fanden wir in einem riesigen Gebäude, das voll mit allen möglichen Dingen war: Die Älteren nannten es ein »Einkaufszentrum« und mussten darüber lachen, dass sie dort Überlebende gefunden hatten. Sie versuchten, uns zu erklären, warum das so lustig war: dass sich in vielen alten Horrorfilmen Menschen in Einkaufszentren versteckten, während draußen Zombies umherwandelten. Ich habe den Witz trotzdem nicht verstanden, aber die Leute sagen mir sowieso andauernd, dass ich keinen besonderen Sinn für Humor habe. Manchmal klingen sie dabei schrecklich betrübt und sagen, ich hätte als Baby immer so viel gelacht.

Wir nahmen zwar all diese neuen Gruppen in unserer Ge-

meinde auf, aber ein paar formelle Regeln gab es dafür schon. Von meinem Dad weiß ich, dass Milton und er, als wir noch im Museum lebten, die Gemeinde mehr oder weniger anführten und dass wir damals noch sehr viel mehr Regeln hatten. Aber nachdem wir all das Land von den hungrigen Toten zurückerobert hatten, waren ausreichend Platz und Ackerland für die paar Hundert Menschen vorhanden, die wir hatten zusammenführen können. Nachdem die Menschen wieder etwas verstreuter lebten und sich nicht mehr gegenseitig auf die Füße traten, wurden die bisherigen Regeln der bewaffneten, belagerten Festung gelockert, und es schien ein viel geringerer Bedarf an einer formellen Regierung zu bestehen. Dieses Konzept einer Regierung – und die noch viel fremdartigere Idee eines Staates oder einer Nation – war mir zwar in alten Büchern begegnet, aber es fiel mir sehr schwer, zu verstehen, was es genau bedeutete. Und abgesehen von dem beinahe unmerklichen Leuchten in ihren Augen, wenn wir am 4. Juli ein Feuerwerk entzündeten und unsere »Freiheit« feiern – was wir nach wie vor tun –, hatte ich stets den Eindruck, dass eine Regierung nicht zu den Dingen der alten Welt gehört, die die Älteren sonderlich vermissen.

Aber auch wenn die Älteren noch immer an ihrer alten Welt hingen, während wir Jüngeren voll und ganz Teil der neuen waren, denke ich, dass es für jene am schwersten war, die nur ein wenig älter sind als ich – gerade alt genug, um sich daran zu erinnern, dass die Toten einst vollkommen reglos unter der Erde lagen. Alt genug, um sich daran zu erinnern, wie ihre Eltern und andere Menschen unter den Fontänen und in den Pfützen ihres eigenen Blutes zerfetzt wurden oder durch die Infektion oder Hunger einen langsamen Tod starben. Wenn ich diejenigen betrachtete, die nur ein wenig älter waren als ich, sah ich, dass sie von den mächtigsten, verbittertsten aller Geister gequält wurden, der Art von Geistern, die nicht nur in unseren Köpfen oder Herzen leben, sondern bis tief in unser Mark vordringen. Ich konnte mich in der neuen Welt glücklich oder zumindest zufrieden fühlen, und meine Eltern konnten ihr mit Bedauern oder Resignation begegnen. Aber auf alle dazwischen, alle, deren Kindheit unterbrochen wurde, als die Toten sich

erhoben, schien sich das Geschehene viel langfristiger, tief greifender und entfremdender auszuwirken.

Ein paar in unserer Gemeinde gehören in diese Altersgruppe zwischen mir und meinen Eltern: Menschen wie Will, der ein junger Mann war, als sich die Geschichte ereignete, die ich nun erzählen möchte. Sie hatten ihn Popcorn genannt, als er noch ein Junge gewesen war, weil sie ihn aus einem verlassenen Kino gerettet hatten, wo es dieses Zeug namens Popcorn gab, das man wohl üblicherweise aß, wenn man sich einen Film anschaute. Mr. Caine und Miss Wright zogen ihn auf, und irgendwann verkündete er, sein Name sei Will – nicht William, Bill oder Billy, nur Will. Es gab einige Spekulationen darüber, ob er sich selbst so getauft, sich einfach plötzlich an seinen früheren Namen erinnert oder ihn sogar die ganze Zeit über gewusst und nur geheim gehalten hatte, bis ihm danach war, ihn preiszugeben.

Leute in Wills Alter schienen in dieser neuen Welt nur Wut oder Enttäuschung empfinden zu können. Ihre Wut richtete sich entweder gegen die Toten oder gegen das Bild, das sie sich von Gott oder dem Teufel bewahrt hatten – von wem, schien keine Rolle zu spielen und in ihren Köpfen auch nicht voneinander getrennt zu sein –, während ihre bittere Enttäuschung stets den Lebenden galt. Sie erinnerten sich an jedes einzelne Lächeln, jede Berührung, jeden Kuss und jede Umarmung aus der Zeit zuvor, und sie erinnerten sich an jeden Schrei und jedes Keuchen dieses einen Momentes, in dem der Tod ihre Träume zerstörte und ihnen jede Hoffnung und all die Liebe raubte, die sie je besessen hatten. Und es schien, als könnten sie niemals vergeben – weder den Toten noch den Lebenden, und am allerwenigsten sich selbst. Beide, die Älteren wie die Jüngeren, versuchten, ihren Schmerz wegzulieben, aber Letztere schienen damit noch weniger Erfolg zu haben als die Generation meiner Eltern. Meine Eltern hatten die Zukunft verloren, die sie sich gewünscht oder die sie erwartet hatten, und so klammerten sie sich traurig an die Vergangenheit. Für Menschen wie Will waren sowohl die Zukunft als auch die Vergangenheit leer, bedeutungslos und schmerzvoll – wie das gebrochene Versprechen einer bösen Stiefmutter oder der schamlos verratene Schwur

eines untreuen Liebhabers – und so lebten sie oft allein in der Gegenwart, gingen Risiken ein, schnappten nach jedem kleinen Vergnügen und sprachen nur selten mit anderen oder kamen ihnen gar näher. Oder zumindest erschien es mir damals so.

Es war keine Überraschung, dass Will irgendwann begann, Milton in die Wildnis zu begleiten und ihm dabei zu helfen, die Toten zusammenzutreiben, auch wenn er längst nicht dieselbe Befriedigung aus dieser Arbeit zu ziehen schien wie Milton, und natürlich war es für ihn auch viel gefährlicher, da er im Gegensatz zu Milton nicht immun gegen die stets hungrigen Leichen war. Für Milton war diese Aufgabe ebenso ein Dienst an der Gemeinschaft wie an den Zombies, oder, wie er sie nannte, »unsere toten Brüder und Schwestern«. Für Will kam es einer Flucht vor den Lebenden gleich, sich inmitten einer Gruppe aufzuhalten, für deren Angehörige er zwar keinerlei Zuneigung mehr empfand, die jedoch, in gewisser Weise, eine viel bessere Gesellschaft für ihn waren, da sie ruhig, bedingungslos, verständnislos und, vor allem, vollkommen anspruchslos waren – jedenfalls solange es einem gelang, ihren widerlichen, unersättlichen Mäulern zu entkommen. Vielleicht war es am besten so, auch wenn ich noch immer bezweifle, dass es notwendig oder wirklich gut für Will war, so viel Zeit unter den lebenden Toten zu verbringen.

Ein weiterer Grund, warum Erinnerungen nicht komisch im humoristischen Sinne sind, ist die Tatsache, dass die Menschen ihre Erinnerungen manchmal vor anderen verstecken, selbst wenn diese Erinnerungen ihre Mitmenschen direkt betreffen. Ich habe das auch bei meiner Mom und meinem Dad festgestellt. Seit jeher – oder solange ich eben zurückdenken kann – ist mir bewusst, dass mein Dad mich anders ansieht als meine Mom. Ihre Liebe ist nicht nur grenzenlos, sie ist überschwänglich, neugierig und voller Freude. In seinem Blick lag – auch wenn er stets ebenso bedingungslos und voller Hingabe war wie der ihre – immer noch etwas anderes. Nicht direkt etwas Zurückgezogenes oder Vorsichtiges, aber irgendetwas, das von mir erwartete oder sogar verlangte, dass ich jederzeit kühl und vorsichtig blieb und die Kontrolle behielt – gegenüber allen Menschen, aber

besonders gegenüber ihm. Meine Mom hätte alles getan, um mich zu beschützen. Mein Dad vertraute darauf, dass ich ihn oder jeden anderen beschützte. Ich hätte angenommen, das Ganze sei so ein Vater-Tochter-Ding, aber Jonah hat mich schon immer auf dieselbe Weise angesehen wie mein Dad, und deshalb bin ich mir fast sicher, dass sie etwas über mich oder meinen biologischen Vater wissen, das sonst niemand weiß.

Es scheint beinahe, als behandelten sie mich so, weil sie glaubten, ich sei wie Milton, oder als erwarteten sie von mir, so zu sein wie er, mit einer besonderen Gabe oder besonderem Verständnis, aber ich weiß, dass ich nichts dergleichen besitze. Ich habe die Toten gesehen, und sie sehen mich an wie jeden anderen auch, mit gefühllosem, unkontrollierbarem Verlangen, und ich fühle mich unter ihnen ebenso unwohl und ängstlich wie jeder andere auch. Früher habe ich mir manchmal gewünscht, meinen Dad oder Jonah einfach fragen zu können, was ihnen durch den Kopf ging, wenn sie mich so ansahen, aber ich habe immer gewusst, dass ich das doch niemals tun würde. Ich war mir zwar nicht sicher, ob sie es mir gesagt hätten, aber ich war mir ziemlich sicher, dass ich es gar nicht wissen wollte.

Und das führt mich zu einer Erinnerung, an die ich heute Morgen wieder denken musste, zum ungefähr einmillionsten Mal. Sie führte dazu, dass ich mehr über Erinnerungen nachdachte und darüber, wie sie funktionieren und weshalb sie so wichtig sind – und weshalb ich jene aus meinem zwölften Lebensjahr vielleicht niederschreiben sollte, bevor sie mir ebenfalls entwischen oder sich verwandeln oder was immer auch mit dieser anderen, älteren Erinnerung geschehen ist. In dieser Erinnerung – von der ich glaube, dass sie das Erste ist, woran ich mich in meinem Leben überhaupt erinnere – spiele ich »Versteinern« mit ein paar anderen Kindern, und wir alle sind ungefähr vier Jahre alt. Wir spielen auf einem großen Feld. Es ist sehr heiß und sonnig, aber nicht unangenehm, sondern wunderbar belebend. Insekten – aber nicht die Sorte, die einen nervt, wie Fliegen oder Moskitos, sondern Motten, Schmetterlinge, Libellen und sogar hin und wieder eine Biene – schwirren und hüpfen durch das Gras, das rings um uns kleine Kinder

ziemlich hoch ist und uns bis über die Taille reicht. Am Rand des Feldes steht eine Reihe von Bäumen. Ich bin versteinert und warte darauf, dass mich jemand antippt und befreit. Ich werfe einen Blick über meine Schulter und sehe in einiger Entfernung die Erwachsenen unter einem großen Baum abseits des Feldes stehen. Sie haben die Heckklappe eines Pick-ups geöffnet und laden für alle etwas zu essen aus. Mein Dad dreht sich zu mir um und ich sehe sein Gesicht, sehe, wie sich der erwartungsvolle, glückliche Ausdruck, mit dem er mich normalerweise ansieht, in Angst verwandelt. Er ruft mir etwas zu, aber ich verstehe ihn nicht. Er stürzt zur Vorderseite des Trucks, kramt etwas unter dem Sitz hervor und rennt dann auf mich zu. Ich sehe, dass er eine Waffe in der Hand hält, eine große Pistole. Jetzt brüllt er etwas und wedelt mit den Armen, aber ich verstehe noch immer nicht, was er will.

In diesem Moment höre ich etwas anderes, wie ein trockenes Flüstern, unzusammenhängend, aber sehr beharrlich. Es hört sich beinahe an wie der Wind in den Straßen der Stadt, der die toten Räume zwischen den leeren Gebäuden erfüllt. Aber das hier ist näher, leiser. Und vor allem weiß ich im selben Moment, in dem ich es höre, dass dieses Geräusch etwas Persönliches, Intimes ist, das nur für mich bestimmt ist. Ich drehe mich um, und der tote Mann, der mir sein unmenschliches Anliegen zuflüstert, ist direkt über mir. Er ist nackt, verdorrt, voller Schorf und Narben und ganz welk. Er packt meinen Oberarm im selben Augenblick, in dem ich zu schreien beginne, und ich versuche, mich loszureißen. Sein Mund öffnet sich, als er sich zu mir herunterbeugt – grau, fast völlig zahnlos und mit obszön wackelnder Zunge. Ich verdrehe mich irgendwie und wende mich von ihm ab, und dabei schreie ich noch lauter und schriller, aber ich kann meinen Arm einfach nicht befreien. Dann höre ich den Schuss, und die Nase und die Augen des toten Mannes verschwinden und hinterlassen ein ausgefranztes Loch in seinem Gesicht. Der Mund ist noch da, aber nun ist er ganz still, und auch die Zunge bewegt sich nicht mehr. Der tote Mann dreht sich ein Stück zur Seite und kollabiert neben mir, aber seine Hand umfasst noch immer meinen Arm. Ich schlage um mich,

ohne etwas zu sehen oder nachzudenken, ich schreie nur und winde mich, und endlich löst sich der Griff der Hand ein wenig, und dabei streifen ihre langen, schwarzen Nägel an meinem Arm entlang und kratzen mich. Ich werfe meinen Kopf zurück und heule mit einer Mischung aus Wut, Ekel und Erleichterung auf, als mein winziger Körper hoch- und von ihm fortgerissen wird und vor den Füßen meines Dads landet.

Dies ist eines der Dinge, an die ich mich zu erinnern glaube, bei denen ich mir aber nicht sicher bin. Ich glaube, wenn ich meinen Dad fragen würde, könnte ich herausfinden, ob diese Erinnerung echt ist, aber das will ich nicht. Ich frage nicht nach. Das habe ich noch nie. Ich glaube, dass ich mich an einen Moment der reinsten, sorgenfreien Freude erinnere – und an einen Moment des plötzlichen, entsetzlichen Schreckens. Und an beiden möchte ich festhalten – an der Möglichkeit beider, nicht an der Gewissheit. Gewissheit über den Schrecken dieses Nachmittags zu haben, wäre mehr, als ich ertragen könnte, das weiß ich genau. Sie würde sich immer weiter ausbreiten und wachsen, bis sie all die guten und schönen Dinge blockierte, die mir je widerfahren sind. Gewissheit darüber zu haben oder überzeugt davon zu sein, dass sich diese schreckliche Szene nie zugetragen hat, wäre hingegen eine Lüge und würde mich nur noch weiter von Menschen wie meinen Eltern und Will entfremden, die genau wissen, dass sie solche Dinge gesehen haben, immer wieder, und bestimmt noch viel Schlimmeres. Sich der Freude gewiss zu sein, würde einerseits bedeuten, in jene Undankbarkeit zurückzufallen, die ich bereits erwähnt habe, und es andererseits als selbstverständlich anzusehen oder zumindest so zu tun, als verdiente ich ein solches Glück – damals, heute oder irgendwann. Sicher zu wissen, dass es niemals geschehen ist, wäre ebenfalls mehr, als ich ertragen könnte. Und so halte ich beide in dieser perfekt ausgewogenen, perfekt ungewissen Erinnerung fest, die ich, bis jetzt, noch nie mit jemandem geteilt habe.

Wie gesagt, es ist schon komisch, woran wir uns erinnern, und noch komischer, woran wir uns zu erinnern glauben. Was dabei am allerkomischsten ist? Dass wir eine so willige, ja

eigenwillige Sammlung von Erinnerungen sind – nicht nur, sie zu *haben*, nein, sie tatsächlich zu *sein* – und dass wir nicht nur frei aus all den Dingen wählen können, an die wir uns zu erinnern glauben, sondern uns auch einfach weigern können, aus ihnen zu wählen. Aber genau das ist es, was ich bin – und ich vermute, dass auch Sie es sind, Sie müssen es sich nur eingestehen. Ich heiße Zoey – Überlebende und Erbin einer toten Welt – und dies sind meine Erinnerungen an einen winzigen Teil meines Lebens.

Kapitel 2

Dies ist mein Tagebuch. Mein Name ist Wade Truman, obwohl ich das lange Zeit gar nicht wusste. Es gibt eine Menge Dinge, die ich auch heute noch nicht so genau weiß. Aus irgendeinem Grund weiß ich, wie man tippt, aber ich scheine nicht so viele Worte zu kennen, wie ich eigentlich sollte, denke ich. Ich versuche immer, neue zu lernen, aber es fällt mir irgendwie schwer, mir Sachen zu merken. Entweder verliere ich die Konzentration oder es passiert irgendetwas, das mich ablenkt. All meine Erinnerungen beginnen vor ein paar Jahren, aber trotzdem bin ich mir sicher, dass es mich auch vorher schon gab, denn in dem Moment, in dem meine Erinnerungen einsetzen, weiß ich schon eine ganze Menge, nur eben nicht so genau, aber all diese unterschiedlichen Ideen und Erinnerungen – wenn es das ist, was sie sind – hängen nicht notwendigerweise zusammen. Es scheint vielmehr so, als erinnerte ich mich an alle möglichen komplizierten Dinge und Worte und hätte dafür einige sehr einfache, grundlegende Dinge vergessen, zum Beispiel, wie man richtig geht. Und wie man spricht.

Ich erinnere mich noch an das erste Mal, als ich zu sprechen versuchte. Tatsächlich ist das beinahe meine früheste Erinnerung, direkt aus der Zeit, als ich erwachte, auf der Straße, auf dem Rücken liegend. Der Beton fühlte sich hart und warm unter meinem Rücken an. Aber innerlich war mir kalt. Ich hatte keine Ahnung, wo ich war. In einiger Entfernung hörte ich Sirenen und Schüsse, und ganz in meiner Nähe dieses tiefe Stöhnen, das von Knurren und Heulen durchbohrt wurde. Ich setzte mich auf. Auf meinem ganzen Körper und überall um mich herum war Blut, und ich war von Menschen umgeben, die ebenfalls alle voller Blut waren. Sie hielten sich ihre roten, blutigen Hände vors Gesicht und schlürften und kauten, während sie mich knurrend anstarrten.

Ich blickte an mir hinunter und sah, dass meine Bauchhöhle aufgerissen war und große Teile meiner Eingeweide verschwunden waren. Es tat aber nicht weh, was mich überraschte, auch

wenn ich mir nicht sicher war, wie sich Schmerz eigentlich anfühlte. Ich war einfach nur überrascht, dass ich tatsächlich überhaupt nicht viel spürte, obwohl mit meinem Körper ganz offensichtlich etwas nicht stimmte und ganze Teile davon fehlten. Ich fühlte mich nur ein wenig kalt und steif. Und dann habe ich zum ersten Mal versucht zu sprechen.

Anfangs bewegte sich mein Mund nur lautlos und ich dachte, der Teil von mir, der meine Sprache erzeugt hatte, sei vielleicht auch verschwunden. Ich fühlte nach meiner Kehle, die intakt zu sein schien, außer, dass keine Luft aus ihr strömte, um Laute zu bilden, und so konzentrierte ich mich darauf, ein- und auszuatmen. Ich wollte etwas sagen wie: »Ich bin verletzt«, aber es kam nicht richtig heraus. Es hörte sich überhaupt nicht nach Worten an, nur rau und falsch – nichts als ein heiseres Keuchen. Eigentlich klang es genau wie das Stöhnen, das ich rund um mich hörte.

Obwohl ich nicht verstand, was dieses Stöhnen bedeutete, sprach ich offensichtlich genauso wie alle anderen in meiner Umgebung, und dadurch fühlte ich mich besser, auch wenn ich enttäuscht darüber war, dass ich mich mit niemandem verständigen konnte. Darüber bin ich noch immer traurig – es ist, als fehlte mir etwas viel Wichtigeres als meine Eingeweide oder meine Leber, deren Abwesenheit ich in all den Jahren eigentlich nie wirklich bemerkt habe.

Heute lebe ich in einer Ansammlung von Gebäuden mit einigen der anderen Leute, die genauso sind wie ich. Auch sie können nicht sprechen. Ich muss wohl schon früher sehr gut im Maschineschreiben gewesen sein, denn ich kann es noch immer, auch wenn ich mich nicht daran erinnern kann, wie man spricht. Das Tippen ging mir sofort leicht von der Hand, aber es kommt mir doch noch recht langsam vor, und keiner der anderen hier weiß, wie man liest. Ich schätze, ich muss früher wohl viele Ideen gehabt und über viele Probleme und Fragen Bescheid gewusst haben, denn obwohl ich weder atme noch schlafe noch spreche, habe ich nach wie vor die Fähigkeit, an viele Dinge zu denken. Da ich diese Dinge aber nicht mehr laut aussprechen kann und dachte, andere könnten sich vielleicht dafür interessieren, wollte ich ein paar von ihnen niederschreiben.

Dieser ältere Mann, in dessen Nähe ich mich stets unwohl und ängstlich fühle, hat uns vor nicht allzu langer Zeit hierher gebracht. Die anderen Leute, die auch nicht sprechen können, müssen sich in seiner Nähe ebenfalls unwohl und ängstlich fühlen, denn genau wie ich ziehen sie sich langsam zurück, wenn er auf sie zukommt. Damals wusste ich noch nicht, weshalb er uns hierher brachte, denn dort, wo wir vorher gewesen waren, war es uns, wie ich fand, ziemlich gut gegangen. Vielleicht tat er es, um uns zu bestrafen, denn später hörte ich, dass er uns in ein Gefängnis sperren wollte. Er kann sprechen. Er sprach mit lauter Stimme zu uns, aber seine Worte waren freundlich, und deshalb machte es mir nichts aus, dorthin zu gehen, wo er uns haben wollte, wenn es ihn denn glücklich machte und er der Ansicht war, es sei zu unserem Besten.

Der ältere Mann führte uns aus der Stadt, in der er uns gefunden hatte. Ihn begleiteten zwei Hunde, die ihm dabei halfen, uns in die Richtung zu führen, in die er uns lotsen wollte. Es war seltsam, aber während wir mit ihm gingen, fragte ich mich, wieso ich nicht selbst darauf gekommen war, die Stadt einfach zu verlassen – ich hätte beim besten Willen nicht sagen können, weshalb, aber es war mir einfach nicht in den Sinn gekommen.

Ich habe mir etwas notiert, an das ich mich seither zu erinnern versuche: Ich will nicht nur dasitzen und nichts tun, aber manchmal ist das sehr schwierig, denn der Drang, sich einfach hinzusetzen und all die Dinge zu vergessen, die getan werden müssten, ist beinahe überwältigend. Aber diesem Drang nachzugeben, fühlt sich einfach nicht richtig an, denn ich erinnere mich noch daran, wie wir aus der Stadt zogen und wie gut es sich anfühlte, etwas Neues zu sehen – Felder, Bäume, Blumen und all die anderen Dinge. Dort draußen liegt eine ganze Welt, und das sollte uns ein gutes Gefühl geben. »Gut« ist nicht das richtige Wort. »Dankbar« – wir sollten dankbar dafür sein, schätze ich.

Wir zogen aus der Stadt, ungefähr zwanzig von uns, und ein jüngerer Mann schloss sich dem älteren an. Durch den jungen Mann fühlten wir uns nicht unwohl oder ängstlich wie durch die bloße Anwesenheit des älteren, aber als ich ihn sprechen hörte,

bekam ich doch ein wenig Angst – er wirkte barscher und wütender als der ältere Mann.

Während der Jüngere mit dem Älteren sprach, versuchten eine Menge Leute aus meiner Gruppe, sich ihm zu nähern und ihn anzugreifen. Sie fühlten sich durch ihn bedroht, glaube ich, genau wie ich selbst. Außerdem waren sie hungrig, da bin ich mir sicher, denn auch ich hatte schrecklichen Hunger, wollte den Mann aber trotzdem nicht angreifen. Einerseits, weil der freundlichere, ältere Mann sein Freund zu sein schien, andererseits, weil ich mich an eine Szene aus meiner Anfangszeit in der Stadt erinnerte, Jahre, bevor der ältere Mann uns wieder hinausführte: Mit ein paar anderen Leuten, die auch nicht sprechen konnten, hämmerte ich gegen die Tür eines großen Gebäudes. Die Tür gab nach und wir stürmten allesamt hinein. Überall war nichts als Geschrei und Blut.

Ich war hungrig, so entsetzlich hungrig. Er nagte und zerrte an mir, der Hunger. Ich war hungrig, so lange ich überhaupt zurückdenken konnte – seit ich Tage zuvor erwacht war. Als ich dann eine Frau auf dem Boden liegen sah, die von einigen der anderen zerfetzt wurde, langte ich auch zu. Ich schlug und krallte sogar nach ein paar der anderen, um sie aus dem Weg zu räumen und mir selbst ein blutiges Stück der Frau abreißen zu können. Ich wollte nur, dass der Hunger endlich verschwand, aber das Ganze war nichts als ein grausamer Scherz, der ebenso auf unsere Kosten ging wie auf ihre.

Als ich etwas davon aß, verbrannte es mir im wahrsten Sinne des Wortes den Mund. Mein Mund war die ganze Zeit über völlig trocken und kalt gewesen, aber nun fühlte er sich an, als würde er mit brennender Flüssigkeit verbrüht, und es kam mir vor, als ertränke ich gleichzeitig im rutschigen, schmierigen Nass ihres Blutes. Es war das schrecklichste Gefühl, das ich jemals hatte. Ich umklammerte meine Kehle, warf meinen Kopf von einer Seite auf die andere und versuchte zu schlucken, und dabei war ich mir sicher, dass es mich umbringen würde, so intensiv war das Gefühl des Verbrennens und Ertrinkens. Zunächst spürte ich es nur in meinem Mund, aber dann, und das war noch schlimmer, auch in meinem Rachen, so als übergebe man sich

rückwärts, wobei mir erst später aufging, dass ich gar nicht genau wusste, wie es sich anfühlte, wenn man sich übergeben musste. Ich weiß nur noch, dass es sehr unangenehm war und brannte. Was jedoch noch schlimmer war: Es schien mich nur noch hungriger zu machen, nachdem ich es geschluckt hatte. Mein Magen – oder was davon übrig war – war die ganze Zeit über nur noch ein dumpfes, schmerzhaftes Drücken in der Mitte meines Körpers gewesen, aber beinahe im selben Moment, als ich schluckte, schien er sich förmlich umzudrehen, und sein beharrliches Verlangen erfüllte mich vollkommen, so als könnten meine Gliedmaßen und mein Kopf ebenfalls Hunger verspüren – es war, als ob sich jeder einzelne Teil von mir vor Verlangen wand, drehte oder aufschrie.

Von irgendwoher traf mich plötzlich die Erinnerung, dass es sich genauso anfühlte, wenn man Salzwasser trank, und dass viele Menschen, wenn sie sich auf dem Meer verirrten, starben, weil sie Meerwasser tranken: Je mehr sie tranken, desto durstiger wurden sie, bis es sie schließlich umbrachte. Ist es nicht komisch, dass ich mich plötzlich daran erinnerte? Und woher? Ich war erst ein paar Tage zuvor erwacht und wusste genau, dass ich seither nirgendwo etwas von dieser einen konkreten Tatsache gehört hatte. Ich bin mir auch heute noch nicht sicher. Aber in diesem Moment wurde mir klar, dass ich besser nichts mehr essen sollte, weil es alles nur noch schlimmer machte.

Deshalb wollte ich auch den jungen Mann nicht angreifen und drängte mich nicht wie die anderen zu ihm nach vorne. Obwohl ich mich ein Stück zurückhängen ließ, konnte ich die beiden trotzdem reden hören.

»Soll ich dir dabei helfen, den Haufen hier zum Gefängnis zu schaffen, Milton?«, fragte der jüngere Mann.

Das gefiel mir überhaupt nicht, denn ich wusste, was das Wort »Gefängnis« bedeutete. Die anderen reagierten nicht auf die Beschreibung des Ortes, zu dem wir unterwegs waren, sondern grapschten nur weiter nach dem jüngeren Mann. Ich ließ hingegen meinen Kopf hängen, da ich mich sehr gut daran erinnerte, was ich der Frau in der Stadt angetan, dass ich sie teilweise gegessen hatte. Ich hatte das Gefühl, dass ich es

verdiente, ins Gefängnis zu gehen, auch wenn es mich überraschte, dass es so lange gedauert hatte, bis man uns erwischte. Ich nahm nicht an, dass all die Leute um mich herum dabei gewesen waren, als wir die Frau und die anderen gegessen hatten, aber vielleicht hatten sie andere Menschen gegessen oder andere schlimme Dinge getan, sodass man uns nun alle gemeinsam bestrafte.

Die Leute um mich herum schienen nicht zu verstehen, was die beiden sagten, und liefen einfach nur hin und her, während der Mann namens Milton versuchte, sie zusammenzuhalten. »Bleib hinter mir, Will«, sagte er zu dem jungen Mann. »Wir nehmen ein paar von ihnen mit ins Gefängnis, aber dort wird es allmählich zu voll. Ich würde gerne einige von ihnen zu diesem eingezäunten Gelände führen, das wir vor einer Weile gefunden haben.«

Der jüngere Mann namens Will erwiderte: »Da passen aber nicht viele rein.«

»Nein, aber Jack meint, es sei nicht in der Nähe von irgendetwas Wichtigem, und er hat es auf der Karte markiert, damit niemand aus Versehen darüber stolpert. Und es entspannt das Problem mit der Überfüllung ein bisschen. Mach dir keine Sorgen, Will, wir werden noch andere Orte finden. Wir müssen.

Ich habe sie beobachtet. Sie kämpfen manchmal gegeneinander, und ein paar von den Größeren, die gewalttätiger oder aggressiver sind, verletzen die Kleineren. Sie verletzen sogar die Frauen und Kinder unter ihnen. Das ist nicht richtig. Sie fressen sie natürlich nicht, und das macht es eigentlich noch schlimmer, so als täten sie es nur aus Grausamkeit oder Wut, und ich hatte immer gehofft, dass sie wenigstens dazu nicht fähig sind. Manchmal verletzen sie die Schwächeren so sehr, dass die sich gar nicht mehr bewegen können, und dann müssen du oder ich sie von ihrem Elend erlösen. Das ist nicht richtig. Ich würde die weniger Aggressiven gerne woanders unterbringen.«

Will zuckte mit den Schultern. »Na schön.«

Also marschierten wir weiter. Wir brauchten mehrere Tage. Nachts wanderten manchmal ein paar von uns davon, aber Milton holte sie am nächsten Morgen wieder zurück. In der

Dunkelheit kamen sie ohnehin nicht weit, und so setzten wir uns nachts meistens einfach hin und rührten uns nicht. Will kletterte dann auf einen Baum, eine Werbetafel, einen Strommasten oder etwas Ähnliches, um in sicherer Entfernung von uns schlafen zu können.

Als wir unser Ziel erreichten, hatten die Männer und Hunde uns in zwei Gruppen von jeweils etwa zehn Personen geteilt. Aufgrund von Miltons Beschreibung hoffte ich, dass meine Gruppe nicht ins Gefängnis gehen würde. Einige der anderen hatten unterwegs bereits nach mir geschlagen und mich angeknurrt. Wir gelangten bald an ein Tor in einem mächtigen Zaun, der sich scheinbar über mehrere Meilen um ein großes Gebäude zog. Ich nahm an, dass es sich dabei um das Gefängnis handelte. Auf dem Gelände hinter dem Zaun schienen Tausende Menschen wie ich untergebracht zu sein, die auch nicht sprechen konnten. Sie pressten sich gegen den Zaun, irrten umher oder saßen auf dem Boden. Der Mann namens Milton schloss das Tor auf, und die andere zehnköpfige Gruppe trat hindurch. Milton schloss das Tor wieder, drehte sich zu unserer Gruppe um und führte uns weg.

Wir gingen weiter, zunächst über einen Highway, auf dem zahlreiche leere Autos und Trucks standen, dann über Felder, bis wir schließlich einen weiteren hohen Zaun erreichten. Milton schloss das Tor des Zaunes auf, ließ uns ein und verschloss es hinter uns wieder. Anfangs versuchten wir, gegen den Zaun zu drücken, aber schon nach einer Weile erkannte ich, dass das wenig Sinn hatte. Hier war es netter als im Gefängnis – immerhin war es nicht so voll. Aber es gefiel mir nach wie vor nicht, eingesperrt zu sein. Ich fragte mich, ob dies vielleicht einfach ein netteres Gefängnis war, da ich ja nicht so viele Menschen angegriffen und gegessen hatte wie einige der anderen.

Vor allem wollte ich aber einfach nur irgendetwas tun, und so begann ich, mich in den kleinen Gebäuden auf dem eingezäunten Gelände umzusehen. Die Gebäude waren niedrig und eng und hatten alle diese Türen, die sich nach oben rollen lassen, wie Garagentore, nur dass sich hier auf der langen Seite jedes kleinen Gebäudes eine Menge solcher Türen befand. Als wir

damals hier ankamen, stand über den Gebäuden ein großes Schild mit der Aufschrift »KLEINLAGERRÄUME«, aber ein Sturm wehte es einige Zeit später fort. Die Rolllüren waren allesamt verschlossen. Ich schätze, ich habe irgendwann den Überblick verloren, an welchen ich mich schon versucht hatte und an welchen nicht, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass ich nach ein paar Tagen alle Türen durchprobiert hatte. Ich hatte gehofft, in den Gebäuden etwas zu finden, auch wenn ich nicht wusste, was ich erwartete oder was ich eigentlich wollte. Ich wusste nur, dass ich noch etwas anderes tun wollte, außer mit den anderen herumzusitzen, und hoffte, es hinter den Türen dieser Gebäude zu finden.

Außerdem erinnere ich mich noch sehr genau daran, dass es an jenem Tag, an dem mir klar wurde, dass ich dort festsaß und keine der Türen würde öffnen können, regnete. Ich saß unter dem kleinen Vordach neben einer der Rolllüren. Auch wenn es mir nicht wirklich etwas ausmacht, nass zu werden, habe ich die vage Erinnerung, dass das eigentlich etwas ist, das mir nicht behagen sollte. »Vage Erinnerung«? Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass dies ohnehin die einzige Art von Erinnerung ist, die ich habe, aber in jenem Moment erinnerte ich mich plötzlich sehr lebendig an etwas, das man »Weinen« nennt, und genau das hätte ich auch am liebsten getan. Im selben Moment, in dem ich mich daran erinnerte, wurde mir jedoch klar, dass es für mich noch viel tiefer verloren war als das Sprechen, und so seufzte ich nur und saß einfach da, während es dunkel und kalt wurde und der Regen in der Nacht trommelte.

Am nächsten Tag ging die Sonne an einem wunderschönen, klaren, warmen Morgen auf. Ich stand auf und versuchte mich erneut an den Türen, auch für den Fall, dass ich eine vergessen hatte, aber hauptsächlich, um etwas zu tun zu haben. Ich hörte ein Geräusch hinter mir, und als ich mich umdrehte, sah ich den jüngeren Mann, Will. Er beobachtete mich. Ich rüttelte am Türknauf, während ich ihn anschaute, und versuchte so, ihm mitzuteilen, dass ich die Tür öffnen wollte.

Er schüttelte den Kopf und lächelte finster. »Da drin ist niemand, den du fressen könntest, Kumpel, das sind nur die

alten Sachen von irgendjemand. Setz dich wieder hin und entspann dich.«

Ich schüttelte den Kopf und sah ihn weiter an. Die anderen, die mit mir eingesperrt waren, traten neben ihn vor den Zaun und lehnten sich dagegen, sodass er um sie herumrennen musste, um mich wieder sehen zu können. »Hast du gerade den Kopf geschüttelt?«, rief er, bevor er wieder auf die andere Seite der kleinen Gruppe rannte, die ihm nachgeschlurft war und ihm nun wieder die Sicht auf mich versperrte. »Verstehst du, was ich sage?«

Ich rüttelte an der Tür und wollte sagen: »Ja, natürlich tue ich das, und könntest du bitte diese Tür öffnen?«, aber alles, was aus mir herauskam, war schmerzerfülltes Gebrüll, also nickte ich stattdessen nur.

Er sah sehr überrascht aus, trat einige Schritte vom Zaun zurück, setzte sich hin und wartete, bis Milton sich zu ihm gesellte. Ich konnte sie wieder reden hören. Ich beneidete sie darum, dass sie sich einfach so miteinander unterhalten und sich einer anderen Person mitteilen konnten, und nicht gefangen waren, allein, in ihrem eigenen Kopf. »Ich glaube, einer von denen versteht, was ich sage!«, teilte Will Milton mit.

Milton trat an den Zaun, und die anderen auf meiner Seite der Grenze wichen schlurfend zurück. Milton sah zwar überrascht, aber durchaus erfreut aus. »Wirklich? Welcher?«

Will deutete auf mich. »Der da, der Typ im Anzug, dem man die Eingeweide rausgerissen hat. Der neben der Tür von dem Lagerraum dort sitzt. Ich habe nur ein bisschen mit ihm gespielt und ihm gesagt, dass da drin niemand ist, den er fressen könnte, und dass er die Tür in Ruhe lassen soll, und da hat er den Kopf geschüttelt, so, als ob er mich verstanden hätte. Dann hab ich ihn gefragt, ob er mich versteht, und da hat er genickt!«

Nun sah Milton mich an. »Und was noch viel wichtiger ist, Will, das klingt nicht so, als habe er die Türe nur öffnen wollen, um jemanden zum Fressen zu finden! Das ist auch so etwas, worauf ich gehofft hatte – dass die weniger Aggressiven, wenn wir sie von den anderen trennen, sich besser erinnern und klarer würden denken können.«